Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 72. Bromberg, den 11. September 1923.

Vitus Thavons Abenteuer.

Roman von Ernst Klein.

(6. Fortsetzung.)

Salomon hatte inzwischen ein Erlebnis. Als er von der Bude des Fleischers, mit seinem Paket unter dem Arm, wegtrat, rempelte ihn ein betrunkener Maultiertreiber an. Mit lautem Klatsch fiel das Fleisch auf die Straße. Salomon ließ es in dem heimatlichen Dreck liegen. Der Maultiertreiber mußte zunächst seine Tracht Prügel bekommen. Doch so scharf der Spaniole auch Umschau hielt — der Kerl war verschwunden. Er vergaß in seiner Rage das Fleisch und rannte auf dem ganzen Platz umher. Aber der Maultiertreiber war weg — und siehe da, als er zu der Unglücksstätte zurückkam, das Fleisch auch.

„Wo ist mein Fleisch?" fuhr er den Schlächter an, der in seiner Bude stand und sich den Bauch vor Lachen hielt. Der Brotbäcker, der Zwiebel- und der Olivenhändler lachten im Chore mit.

„Woher soll ich das wissen?" krächzte der Schlächter, atemlos vor lauter Vergnügen.

„So?"

Nun wurde zuerst einmal der Schlächter durchgewalkt, mit der Gründlichkeit, deren sich Salomon in solchen Affären befleißigte. Dann kamen der Brotbäcker und der Olivenhändler dran. Der Zwiebelmann entzog sich dem allgemeinen Unheil, indem er die Flucht ergriff und seinen Stand mitsamt der köstlich duftenden Ware im Stich ließ. Hierauf nahm sich Salomon das schönste Stück Kalbfleisch vom Haken, langte sich ein frisches Brot, genehmigte sich eine Handvoll Oliven, zündete sich eine Zigarette an und schlenderte behaglich seinem Quartiere zu.

Wie er um die Ecke bog, rannte ihn just der versoffene Maultiertreiber nochmals an. Hui! Diesmal entging er ihm nicht. Während er ihn mit der Linken festhielt, verstaute er mit der Rechten schnell sein Fleisch, seine Oliven und sein Brot in die unergründlichen Tiefen seiner Hosentasche. Der Maultiertreiber redete dabei fortwährend auf ihn ein, doch er hatte keine Zeit, auf das Geplärr zu achten. Erst kamen die Prügel, dann konnte geredet werden.

Und schon fuhr die furchtbare Pranke auf, um dem verbrecherischen Ruhestörer die wohlverdiente Züchtigung angedeihen zu lassen. Aber der Schwung hemmte sich auf halbem Wege, und Salomon starrte ganz entgeistert dem Maultiertreiber ins Gesicht.

Der rang nach Atem. Wenn Salomon jemand festhielt in der Absicht, ihn so bald nicht wieder loszulassen, gab der Griff aus. Jetzt allerdings ließ er schleunigst los.

„Bring mich zu euch!" flüsterte der Maultiertreiber ganz leise, damit es die Umstehenden nicht hörten.

Salomon zeigte sich der Situation gewachsen. Mit erneutem Gebrüll stürzte er sich auf den Maultiertreiber.

„Warte, du Hund!" schrie er. „Dich nehm' ich mir nach Hause mit."

Und er schleifte, stieß, zerrte ihn mit sich fort. Halb Baricani folgte ihm in respektabler Entfernung.

Mit formidablem Schwung flog der Maultiertreiber in die Haustüre. Während Salomon diese sorgfältig verschloß, kam Vitus, durch den ungeheuerlichen Krawall von seiner Arbeit aufgestört, die Treppe hinunter.

Der Maultiertreiber, dem alle Knochen im Leibe weh taten, richtete sich mühselig auf und streckte ihm die Hand hin.

„Hamid Bey!" rief Vitus. „Sind Sie's, oder sind Sie's nicht?"

„Auf jeden Fall bin ich das, was Ihr verfluchter Salomon von Hamid Bey übriggelassen hat," ächzte der auf so seltsame Weise ins Haus geleitete Gast. „Gott im Himmel, ist das ein Ungetüm!"

„Woher soll ich wissen, daß so ein versoffener Hund — daß Sie der Maultiertreiber sind," entschuldigte sich Salomon.

Hamid Bey erzählte nun die ganze Geschichte. Auf die Meldung von der Ermordung des Bosniers hin hatte er es für angezeigt gehalten, selbst herüberzukommen. Natürlich in Verkleidung. Dann hatte er auf eine Gelegenheit gelauert, in ihr Haus zu gelangen, ohne sich die Spione der Banditen auf den Hals zu laden. Dabei war ihm Salomon in den Wurf gekommen — und — und — Hamid erzählte, während ihm die Tränen vor Lachen über die Wangen liefen, zu Ende.

Doch er hörte zu lachen auf, als er vernahm, was ihm Vitus seinerseits erzählte. Die Schwarzwälderuhr wurde nach Gebühr bewundert und die Gefangenen oben in Augenschein genommen. Man beschloß, sie liegen zu lassen, wo sie lagen. In der Nacht konnten dann die Zaptiehs kommen und sie holen.

„Mir scheint, dann bin ich gerade zurechtgekommen", sagte Hamid Bey, als er alles gehört und gesehen hatte.

Dann aß man die Steaks, die Salomon an dem von Frau Sophie verlassenen Herde produziert hatte, und streckte sich zu behaglichem Mittagsschläfchen aus.

Der Bote, den das Telephon angekündigt hatte, war ja nicht vor Einbruch der Dunkelheit zu erwarten.

Der Bote.

Wie zähes Blei schlichen die Stunden des Nachmittags hin. Gegen fünf Uhr machte Vitus einen kleinen Spaziergang unter den Platanen. Hamid hockte oben in seinem Zimmer, trank unzählige Tassen schwarzen Kaffees und rauchte unzählige Zigaretten. Salomon lümmelte vor dem Hause umher und kaute sich von sämtlichen Fingern die Nägel herunter.

Endlich kam der Abend. Dunkle Schatten schlichen von den Bergen ins Thal. Im Ort zeigten sich hinter den kleinen Fenstern die Petroleumlampen. Finster, verloren lagen bald die Straßen.

Oben, in Vitus' Zimmer, waren die drei auf Posten. Ihre Gefangenen waren in dem kleinen Nebengelaß verstaut, in dem Salomon allabendlich seine lieblichen Glieder zur Ruhe bettete.

Sie rauchten nicht. Sie zündeten keine Lampe an. In der toten Dunkelheit standen sie hinter den Fenstern und spähten unablässig auf die Straße.

Stunde um Stunde kroch vorbei. Vitus zog seine Uhr und ließ sie repetieren. Ein Viertel vor neun.

Die Eregung, die Spannung der drei Männer war so groß, daß sie den feinen silbernen Schlag der Uhr wie eine Erlösung begrüßten. Ihre Nerven dehnten sich wohlig für ein paar Augenblicke — —

„Eine prachtvolle Uhr", sagte Hamid Bey, beinahe ganz laut.

„Ich habe sie schon vier Jahre, und noch nicht ein einziges mal ist sie stehengeblieben.“

„Eine Schweizer Uhr?“

„Aus Genf, ja. Sie war nicht billig. Aber ich zahle lieber mehr und habe etwas Gutes.“

„Ganz meine Ansicht. Das Billige ist das Teuere. Wissen Sie, ich muß mich fortwährend mit meiner Frau ärgern. Die kapiert das nicht. Ich glaube, in der Beziehung sind die Frauen bei uns gerade so beschränkt wie bei euch in Wien und Paris.“

Hamid verstummte jäh.

Unten hatte laut eine Planke gekracht. Wie wenn ein Tritt über sie hinwegginge. Mit verhaltenem Atem lauschten die drei Männer. Sie hatten im Nu vergessen, worüber sie schwatzten. Und ihre Nerven spannten sich zum Reißen wieder wie zuvor.

Nichts war's. Da und dort begann es jetzt in dem alten Gehölz zu krachen und zu krächzen. Über ihren Köpfen hörten sie im Deckengebälk die Mäuse randalieren und pfeifen.

Draußen war inzwischen der Mond heraufgekommen. Hell dehnte sich die Straße, auf die der Platanen lange Schatten fielen. Kein Mensch weit und breit zu sehen.

Plötzlich fuhr es ihnen allen dreien durch die Glieder. Weiß Gott, das waren drei Gesellen, die sich nicht so leicht erschreckten. Aber in dieser Minute starrten sie einander doch fassungslos an.

Kein Mensch war von der Straße her ins Haus getreten. Und es war jemand im Hause! Sie hörten ihn alle drei. Hörten mit klopfenden Pulsen den schleichenden Tritt, der sich unten im Dunkeln nach der Treppe tastete.

Im Nu steckten sie in der Kammer Salomons. Vitus und Hamid stellten sich hinter die Türe, die sie nicht schlossen. Salomon duckte sich neben die Gefangenen, denen er die Hände an die Kehle legte. Bei der geringsten Bewegung drückte er zu.

So vergingen mehrere Minuten. Der Schritt kam nach oben. Die Treppe knarrte. Dann wurde die Tür geöffnet. Jemand trat ins Zimmer. Von draußen schien der Mond hell herein — der Raum lag also in gelbem Lichte, so daß die Lauscher auf dem Fußboden deutlich den Schatten eines Mannes sehen konnten.

Der Bote des Kapitäns!

Der Fremde, der augenscheinlich im Hause genau Bescheid wußte, stand still. Ihm war's in dem leeren, schweigenden Gemäuer nicht recht geheuer. Er rief leise:

„Stephanides! — Stephanides!“

Da keine Antwort kam, trat er langsam einige Schritte in das Zimmer.

„Die Pest auf den Lehrer!“ fluchte er halblaut vor sich hin. „Wo steckt er denn? Stephanides — —? Stephanides?“

Er machte eine Bewegung, als wollte er auf die Türe des Nebenzimmers zugehen. Hamid Bey richtete sich sprungbereit auf —

Aber da die Türe halb offen stand, glaubte der Fremde, es sei das Zimmer so leer wie die übrigen. Er wandte sich zurück. Sie sahen ihn an den Tisch treten, der zwischen den beiden Fenstern stand, und etwas drauflegen. Er zog sich zurück. Die Treppe krachte unter seiner Last — dann — — still — nichts — — —

Hamid und Vitus kauerten hinter den Fenstern. Sie horchten in das Haus und schauten auf die Straße.

Niemand sahen sie auf die Straße treten.

„Ich bin doch nicht verrückt,“ knirschte Hamid.

„Wo bleibt denn der Kerl? Löst sich der auch in Luft auf wie die ganze Bande?“

Vitus war schon an der Türe, die zur Treppe führte. Lautlos glitt er diese hinunter. Auf der letzten Stufe hielt er an. Aus der Küche klang ein Geräusch — — — durch die Tür sah er einen Lichtschimmer aufblitzen — dann ein leises Kreischen, ein dumpfes Schieben. Das Licht verschwand — still und schwarz lag die Küche.

Hamid und Salomon standen hinter dem Gefährten. Keiner von ihnen rührte sich. Keiner atmete. Noch eine Sekunde, und ihre Nerven mußten reißen — — —

Dann richtete sich Vitus auf, holte sich eine Zigarette aus dem Etui und zündete sie an.

„In diesem Hause gibt es nicht nur ein geheimes Telephon,“ sagte er, „sondern auch einen geheimen Gang. Und wissen Sie, Hamid, wohin der führt? Direkt zu Professor Martius!“

„Na schön, dann werden wir hingehen,“ erklärte der Türke und folgte dem Beispiele des Freundes. Was das Rauchen anlangt.

Salomon sprang in die Küche, lehnte die Fensterläden zu und machte Licht.

Prüfend blickten sie sich in dem kleinen Raum um. Dürftig ausgestattet war er. In der Mitte der dem Fenster gegenüberliegenden Wand stand der Herd. Davor ein wackliger Holztisch mit drei ebenso wackligen Stühlen. An der Wand gegenüber der Türe lehnte ein wurmstichiges Spind, auf dem allerlei Gerätschaft, Zinnteller und Krüge aufgestellt waren. In der Ecke links am Herde hing an einem ganz verdunkelten Heiligenbild eine ewige Lampe, in der anderen Ecke die famose Schwarzwälder Uhr.

„Hm — das müßte doch nicht so schwer sein, den Gang zu finden“, meinte Hamid.

„Gewiß, wir holen den Schulmeister und seine Schwester herunter und helfen ihrem Gedächtnis nach,“ schlug Salomon vor.

„Nein, das machen wir nicht“, opponierte Vitus. „Ich kann die zwei Jammergestalten nicht mehr sehen. — — — Im übrigen glaube ich, daß wir den Geheimgang schneller finden, als wenn wir uns erst eine oder zwei Stunden damit abquälen, etwas aus dem Haufen Unglück herauszupressen.“

Er stellte sich in die Mitte der Küche und übermaß den ganzen Raum.

„Der Mann, der diese Telephonleitung anbringen ließ, ist schlau. Der macht keinen geheimen Gang, den ein Blinder findet. Der Kapitän ist zumindest so schlau wie ich. Die Frage kann also so gestellt werden: Wo würde ich die Türe zu dem Geheimgang anbringen? Dort, wo man sie am wenigsten vermutet! Also in einer der Ecken? Nein, wir wollen einmal nachsehen, ob ich recht habe.“

Er hatte recht. Denn es stellte sich heraus, daß sich in keiner der Ecken eine Falltüre befand. Sie klopften und horchten den ganzen Fußboden ab. — Nirgendwo ein hohler Klang. Die Wände kamen überhaupt nicht in Betracht, da an drei Seiten die Nachbarhäuser daran stießen und vorn die Straße lag.

Vitus überschaute nochmals die Situation. Sein Blick blieb am Herd hängen, der groß und massig in der Mitte der Rückwand stand.

„Wir wollen einmal hier versuchen.“

Selbst die Bärenkraft Salomons vermochte es nicht, den Herde auch nur um einen Zentimeter von der Stelle zu rücken.

„So geht's auch nicht“, lachte Vitus und suchte auf dem Boden nach irgendeinem versteckten oder offenen Hebel. Auf allen vieren kroch er um den Herd herum — und fand nichts.

„Wie wär's, wenn wir doch den Schulmeister holen würden?“

Vitus würdigte Salomon dieses Mal keiner Antwort. Stand nur da und stierte den Herd an. Hamid und Salomon daneben grinsten.

Plötzlich eine Erleuchtung! Das Holz, das oben auf dem Herde lag, war noch so wie vorher. Daran hatte keine Hand gerührt. Aber wie war's mit dem Arm, an dem der Kessel hing? Vitus versuchte, ihn zu heben. Niederzudrücken. Nichts! Und da — er drehte ihn nach links — und der ganze Herd schob sich mit — — —

Und eine Öffnung ward sichtbar, in der eine Treppe in die Tiefe führte — der Geheimgang, durch den die ganze Bande mitsamt ihrer Beute und jetzt der Bote sich verflüchtet hatte.

Sie stiegen hinunter. Hell erleuchtet durch elektrisches Licht lag der Gang, durch den eine trockene kühle Luft sie anwehte. Gleich neben dem Eingang befanden sich der Schalter für das Licht und der Hebel, mit dem die geheime Tür von unten zu öffnen war. Da der Bote noch nicht sehr weit entfernt sein konnte, sprachen sie nichts und wagten sich auch nicht zu weit vorwärts. Im Gegenteil, sie kletterten wieder hinauf, ließen durch einen Druck auf den Kesselarm den Herd wieder an seinen Platz zurückgleiten und setzten sich hin, um zu beratschlagen.

Plötzlich fuhr Hamid in die Höhe.

„Der Brief! Der Brief, den der Bote gebracht hat!“

Salomon holte die Botschaft.

Sie wurde zunächst von außen kritisch betrachtet, zeigte jedoch nichts Besonderes. Ein gewöhnliches Kanzleikuvert ohne Adresse.

Vitus riß es auf und las die folgenden, in korrektem Französisch geschriebenen Zeilen:

„Mein Herr!

Da wir nach Ihrem bisherigen Verhalten glauben, annehmen zu müssen, daß Sie sich für Herrn Professor Martius interessieren, schlagen wir Ihnen eine Zusammenkunft mit uns vor, selbstverständlich unter Garantie des freien Geleites Grundbedingung ist, daß Sie allein zu diesem Rendezvous kommen und vor allem die türkischen Behörden nicht verständigen. Wie Sie vielleicht bereits feststellen konnten, sind wir jederzeit in der Lage, uns über Ihr Tun und Lassen auf dem laufenden zu halten. Jede Indiskretion von Ihrer Seite würde das Leben des Herrn Professor aufs schwerste gefährden. Sie werden gleichfalls bereits haben feststellen können, daß wir Leute sind, die nicht mit sich spaßen lassen. Sind Sie also geneigt, unsere Bedingungen anzunehmen, so halten Sie sich morgen abend um acht Uhr zwi-

schen den beiden großen Platanen auf, die am Eingang der Ortschaft stehen Sollten Sie nicht kommen, so werden wir daraus schließen, daß Sie Angst haben und andere Mittel in Erwägung ziehen, um zu unserem Gelde zu kommen."

Im Auftrage

Unleserliche Unterschrift.

P. S. Eine Karte von Herrn Professor Martius wird beigefügt.

Vitus drehte das Kuvert um. Richtig fiel eine Visitenkarte des Entführten heraus, auf der deutsch geschrieben stand:

„Ich befinde mich soweit ganz wohl und werde anständig behandelt. Jedoch droht man, mich zu töten, wenn binnen acht Tagen die Angelegenheit mit dem Lösegeld nicht erledigt ist. M."

Das Landhaus in dem schönen Garten.

„Was meinen Sie dazu?" fragte Vitus, als er fertig war.

Hamid zuckte die Achseln.

„Das ist ein gebildeter Mann, der das geschrieben hat", sagte er. „Er kann sogar deutsch, sonst hätte er dem Professor nicht gestattet, auf seiner Karte deutsch zu schreiben. Er mußte doch lesen, was der für Grüße in die Welt schickt. Ich habe immer angenommen, daß die eigentlichen Anstifter des Unternehmens in ganz anderen Kreisen zu suchen sind als bei den gewöhnlichen Antartes. Es ist sehr gut möglich, daß die „Gesellschaft für nationale Befreiung" in Athen dahinter steckt. Ich werde mal ans Ministerium telegraphieren."

„Warten Sie, bis ich zurückkomme!"

„Sie werden doch nicht so verrückt sein und den Kerlen in den Rachen rennen? Damit wir dann zwei auszulösen haben?"

„Sie schreiben ausdrücklich, selbstverständlich unter Garantie des freien Geleites! Wenn die Schreiber wirklich gebildete Leute sind, werden sie wissen, daß man so eine Garantie auch halten muß."

„Thavon, Mensch, das sind ja Griechen!" schrie Hamid außer sich vor Entsetzen über eine solche Naivität der Anschauung. „Ja, wenn das Türken wären! Aber Griechen! Griechen!"

Der ganze fanatische Haß des Osmanen sprühte aus seinen Worten. Nur ein unversöhnlicher Feind sprach so den Namen des anderen aus! Griechen — Griechen! Jedes Wort ein Hieb mit dem Krummsäbel!

Hamid mußte erst ein paarmal auf- und ablaufen, ehe er sich wieder beruhigt hatte Dann riß er Vitus das Schreiben aus der Hand und überflog es noch einmal

„Da sehen Sie her!" rief er und zeigte mit dem nervösen Finger auf die betreffende Stelle. „Da steht es ja schwarz auf weiß, daß man Sie unbedingt hinhaben will. Da — lesen Sie! „Sollten Sie nicht kommen, so werden wir daraus schließen, daß Sie Angst haben —." Die packen Sie an Ihre Ehre, mein Lieber und ziehen Sie hin!"

Vitus sah sich den Brief gleichfalls von neuem an.

„Sie mögen Recht haben, Hamid", sagte er. „Das klingt verdammt verdächtig. Nur — was geschieht aber mit dem Unglücksmenschen, dem Professor, wenn ich nicht gehe?"

„Gar nichts geschieht. Die werden sich hüten, ihn umzubringen. Sie füttern ihn doch jetzt schon lange genug durch. Die wollen ihr Geld kriegen. Ihre Spesen wollen sie hereinbekommen. Und für einen massakrierten Professor zahlt kein Mensch einen Para. Das wissen die Herrschaften. Ich werde Ihnen sagen, wie wir die Geschichte anpacken. Sie lassen eine Riesendepesche an Ihr Blatt los, in der Sie alles erzählen, und vor allem darauf herumreiten, daß die Athener dahinterstecken."

„Aber das wissen wir ja gar nicht."

„Ich wette meine rechte Hand, daß es doch so ist. Ihre Regierung macht dann einen energischen Schritt in Athen, unsere schließt sich an, und ich möchte sehen, ob die griechische Regierung sich dann nicht sofort die Gesellschaft langt und ihr sagt: Hört, die Geschichte geht schief. Jetzt werden wir noch hineingezogen, also heraus mit dem Professor! Wissen Sie, Thavon, Sie können sich ja aufs hohe Pferd setzen und recht geschwollen von Kultur und Zivilisation und dergleichen Stiefel reden. Das zieht immer! Das steigt den Griechen wie den Serben und den Bulgaren immer in die Nase, wenn man ihre Zugehörigkeit zu den Kulturnationen in Zweifel zieht. Wenn Sie jetzt die Depesche abschicken, ist der Professor in drei Tagen frei. Setzen Sie sich hin und schreiben Sie! Ich mache rasch meinen Bericht für Konstantinopel und schicke beides noch in der Nacht nach Elassona hinüber."

Vitus antwortete nicht gleich. Was Hamid sagte, hatte Hand und Fuß.

Und doch — und doch!

Warum faßte ihn der Schreiber des Briefes so persönlich an? „So werden wir daraus schließen, daß Sie Angst haben." Irenes Warnung!

Nein — nein! Hundertmal nein. Die Sache war eine persönliche für ihn geworden. Er mußte sie auch persönlich ausfechten.

„Hamid", sagte er. „Was würden Sie tun, wenn man Ihnen eine solche Botschaft schickt?"

„Ich würde den Teufel tun und hingehen. Wenn man mit griechischen Antartes zu tun hat, pfeift man auf Ehre und Ritterlichkeit. Das wäre doch heller Wahnsinn, wenn Sie gehen!"

„Hamid, halten Sie mich für verrückt, für was Sie wollen — ich gehe."

(Fortsetzung folgt.)

Die poetischen Müller und die prosaischen Schulze.

„Nomen est omen" — sagt ein lateinisches Sprichwort und will damit ausdrücken, daß der Name, den wir tragen, nichts Zufälliges ist, sondern in irgend einer geheimen Verbindung mit unserem Wesen steht und auf unser Schicksal einwirkt. Die Dichter haben denn auch immer auf die Namengebung ihrer Person besonderes Gewicht gelegt und dieses Erbteil, für das wir so wenig können, auf den Charakter des Trägers ausgedeutet. Nun gibt es unter den Poeten selbst ein merkwürdiges Beispiel für die Wichtigkeit des Namens. Ein tiefsinniger Literaturbetrachter, der im Jahre 1870 in der heute verschollenen Zeitschrift Schorers Familienblatt das interessante Kapitel „Müller und Schulze in der deutschen Literatur" behandelte, macht auf die Tatsache aufmerksam, „daß den Schulzes fast gar keine Begabung für die Poesie innewohnt, während bei den Müllers die Sache erheblich besser steht". „Ein Blick in den Kladderadatsch auf den fetten behäbigen Schulze und den mageren beweglichen Müller", fährt er fort, „erklärt schon viel, denn jedermann ist ja bekannt, daß der Wohnsitz in der Dachkammer und ein wenig Hunger am besten geeignet sind, den Flug der Phantasie zu erhöhen, und daß man vom Dichten überhaupt nicht fett wird." Aber diesen ersten Eindruck bestätigt auch unwiderleglich die Statistik. Im Jahre 1870 ließ sich die Zahl der in Berlin wohnenden Schulzes auf etwa 2250 berechnen, während die Müllers mit 1600 in der Minderzahl waren. Das gleiche Verhältnis war auch noch 1905 vorhanden, wo nach Ausweis des Berliner Adreßbuches 9200 Schulzes auf 6800 Müllers kamen. „Würde es nun nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung gehen," meint unser Gewährsmann, „so müßten diese beiden Namen in der Literatur eine große Rolle spielen und außer allem Zweifel wäre es, daß wir statt Goethe und Schiller als unsere ersten Dichter Schulze und Müller zu verehren hätten." Ein Schriftstellerlexikon, wie etwa das allbekannte von Kürschner, bietet uns über die poetische Veranlagung der Schulze und Müller nicht die richtige Aufklärung, denn es genügt ja noch nicht, daß man Bücher verfaßt hat, um Dichter zu sein. Immerhin sind die Müllers viel schreibseliger als die Schulzes, denn die Zahl der hier aufgeführten schriftstellernden Müllers geht weit über 100, während es kaum sechzig Schulzes gibt, so daß die Müllers trotz der weit geringeren Zahl fast doppelt so stark vertreten sind. Steht man sich aber in der Literaturgeschichte um, die die bleibenden poetischen Werte bucht da erstrahlt das Licht der Müller in hellem Glanze, während die Schulzes ganz im Dunkeln stehen. Es gibt eigentlich nur einen Schulze, der als namhafter Dichter in Frage kommt, wenngleich auch er nicht zu den Ersten gehört: es ist Ernst Schulze, der frühverstorbene Schöpfer der „bezaubernden Rose". Unter den Müllers aber, welch ein fröhliches Singen und Reimen und Dichten! Da ist zunächst aus der Zeit der Klassiker der tüchtige Johann Gottwert Müller, der uns einen unserer besten komischen Romane, den „Siegfried von Lindenberg", geschenkt hat, ein Buch, das zu Unrecht vergessen ist und den poetischen Ruhm der Müllers noch weiter verbreiten würde, wenn es bekannt wäre, wie es verdient. Dann ist der „Stürmer und Dränger" Friedrich Müller zu nennen, der als „Malermüller" in der Literaturgeschichte fortlebt. Aus der Romantik ragt hervor Wilhelm Müller, der Dichter der unsterblichen „Müllerlieder", dann Wolfgang Müller von Königswinter und mancher andere poetische Müller. In neuester Zeit hat sich Adam Müller-Guttenbrunn einen bedeutenden Namen als Romandichter erworben. Der Entdecker dieses merkwürdigen Unterschiedes weiß auch den Grund anzugeben: „Die Müllerei hat immer als ein poetisches Gewerbe gegolten, die schöne Müllerin ist von jeher bei den Dichtern beliebt gewesen. Davon ist nun bei den

Müllers etwas sitzen geblieben. Die Schulzes dagegen stammen alle von Dorfschulzen ab, und diesem Stande haben wohl Würde, dicke Bäuche und Selbstvertrauen, aber niemals etwas sehr Poetisches angehaftet." O. K.

Das Flugzeug in der Hochseefischerei.

Man braucht sich heute nicht mehr zu wundern, wenn sich eines Tages die Fischer nicht mehr an Bord ihrer Boote, sondern an Bord eines Flugzeuges oder eines lenkbaren Luftschiffes begeben werden, um ihrem Beruf nachzugehen. Das Flugzeug als Helfer der Fischer ist die neueste Etappe auf dem Siegeszug des Aroplans. In Amerika hat man bereits daran gedacht, für die Zwecke der Hochseefischerei einen besonderen Luftdienst zu organisieren. Schon vor zwei Jahren hatte ein kanadischer Flieger den Fischern von Neufundland wertvolle Dienste geleistet, und erst kürzlich glückte einem englischen Flieger auf dem Kanal die Auffindung eines großen Heringsschwarms. Unter allen Methoden der Aufklärung zur See für den Fischfang ist die mit Hilfe des Flugzeugs die weitaus beste. Vermöge seiner großen Schnelligkeit kann der Aroplan in verhältnismäßig schneller Zeit ein weitgedehntes Fischereigebiet aufklären, und wenn zwischen dem Apparat und den Fischerbooten ein Verständigungsmittel besteht, so können seine Informationen mit gleicher Schnelligkeit den Fischern übermittelt werden. Die Erkundung der Gewässer von Bord eines Flugzeuges aus ist nicht einmal sonderlich schwierig. Man hat oft genug festgestellt, daß das menschliche Auge ohne Mühe durch verhältnismäßig tiefes und klares Wasser hindurchsehen kann. Es ist also leicht, sich vom Apparat aus ein Bild darüber zu machen, was die Wasser beherbergen, und beispielsweise eine Klippe von einem Sandberg, ein Algenfeld von einem Laichplatz von Fischen zu unterscheiden. In diesen Dingen leistet das menschliche Auge sogar bessere Dienste als der photographische Apparat, da es ungleich empfindlicher auf Farben reagiert. Die Fischplätze sind aber gerade durch ihre verschiedenen Färbungen kenntlich. So zeigt beispielsweise eine rötliche Zone den Zug eines Tunfischschwarms und ein öliger Fleck einen Heringszug an, während im Wasser in bestimmten Zwischenräumen aufblitzende Lichter die Anwesenheit von Sardinen verraten. Man kann zu diesem Zweck jeden Aroplan, jedes Wasserflugzeug oder auch ein lenkbares Luftschiff verwenden, ohne daß es einer besonderen Herrichtung bedarf. Das Flugzeug nimmt nur einen Piloten, den Beobachter und den Apparat für die Nachrichtenübermittlung an Bord. Der Beobachter ist mit einem Marinefernglas und einer Flinte ausgerüstet, die er gegen die Fischräuber gebraucht. Unter ihnen sind Robben und Wale die gefürchtetsten. Besonders die Walfische stürzen sich in ihrer Freßgier sogar in die ausgelegten Schleppnetze, durch deren Zerreißen sie großen Schaden anrichten. Der Beobachter, der sie in der Nähe eines Heringsschwarms sichtet, muß unbedingt alles tun, um ihnen den Weg abzuschneiden, wenn seine Mühe nicht umsonst gewesen sein soll.

Bunte Chronik

* **Eine Prophezeiung über die Zukunft Europas.** Seit einigen Tagen hält sich in Kosow ein bekanntes Medium des Prof. Ochorowicz, Frau Jadwiga Domańska, auf. Um sie versammeln sich täglich die Honoratioren des Ortes, wobei über alles Mögliche gesprochen wird. Bei einer solchen Gelegenheit ereignete es sich, daß die Dame ohnmächtig wurde. Ein anwesender Arzt stellte fest, daß es Katalepsie (Starrsucht) wäre. Die Dame lag anscheinend leblos da, aber nach einiger Zeit röteten sich ihre Wangen, und sie fing an zu reden: Wollt Ihr etwas von mir? Die Gesellschaft antwortete, sie wolle etwas über die Zukunft Europas erfahren. Frau Domańska antwortete darauf, wie polnische Blätter berichten, ohne die Frager anzusehen. Wollt Ihr die Zukunft Europas sehen — so hört denn: Im Westen wird der gallische Hahn den Schwarzen Adler unterkriegen, obgleich dieser sich mit dem Stahlhelm rüsten wird. Frankreich wird erneut und endgültig triumphieren. 1927 wird in Paris ein Genie erstehen, vor dem sich alle Völker der romanischen Welt neigen werden. Dieser Mann wird große soziale und politische Reformen herbeiführen und die romanischen Völker zu einer Union vereinigen. Eine große Seemacht, die an der Seite Frankreichs kämpfte, verschwindet im Schatten stolzer Isolierung, und von da ab beginnt der langsame Fall dieses Staates. Allmählich werden sich rücksichtslos die überseeischen Dominien von ihrer Stammmutter trennen, und im Jahre 1942 wird die alte Metropole vereinsamt und von aller Welt verlassen sein. Polen wird dieselbe Rolle im Osten spielen, wie Frankreich im Westen. Polen ist das Herz der Völker. Vergeßt das nicht! — Ich habe gesprochen!" Darauf kam die Dame wieder ins Leben zurück und sagte: „Ihr könnt Euch wieder unterhalten, ich schlafe nicht mehr!" — Die Ankündigung, daß in vier Jahren in Paris ein politisches Genie (wohl ein zweiter Korse?) erstehen und ein großes romanisches Reich schaffen wird, wird voraussichtlich in Italien und Spanien hellen Jubel erwecken; in diesen Ländern hat man bekanntlich schon jetzt Frankreich zum Fressen gern.

*

* **Seltsame Taufnamen in Sowjetrußland.** Die Scheu, die Kinder auf die Namen der Kirchenheiligen zu taufen, hat dazu geführt, daß man im bolschewistischen Rußland heute auf die absonderlichsten Namen verfällt. Wie die „Isvestja" erzählt, nennen viele Eltern ihre Kinder nach dem Namen von Flüssen und Städten wie Dnjepr, Wolga, Moskau. Andere wählen für diesen Zweck Bezeichnungen, die ihnen aus dem politischen Leben geläufig geworden sind. So trifft man beispielsweise viele Mädchen, die auf den Namen Genossenschaft, Kommune, Marseillaise hören, ohne der Namen zu gedenken, die den Eltern von ihrem orientalischen Geschmack eingegeben sind, wie kleine Sonne, Feldblume, u. a. m. Den Gipfel aber erstieg kürzlich ein Arbeiter, der, nachdem ihm das Glück zuteil geworden war, einen Treffer in der Goldanleihe zu machen, aus Dankbarkeit seiner Tochter den Namen Schuldverschreibung gab (?!).

*

* **Niederdeutscher Humor.** Kürzlich machte ein Mann aus der näheren Umgebung von Bremervörde eine Fahrt nach den Unterweserstädten. Die sorgende Hausfrau hatte ihrem Alten das nötige Butterbrotpaket mitgegeben und ihm lächelnd eine flache Feldflasche mit Kognak, fein säuberlich in Papier gewickelt, überreicht mit dem Bemerken: „So, Hinnerk, dat is för den Döff, aber dat du mi nich för Geestenseth (eine kleine Stadt) dorbi geihst, sonst heft du in Geestmünn nicks mehr un du versupst dor weller soveel Geld." Hinnerk versprach wie geheißen. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten. Zwischen Glinde und Oerel bekam Hinnerk ein fürchterliches Jucken in der Kehle, und da Mutter ja nichts merkte, holte er die Flasche hervor. Vorsichtig wurde sie aufgewickelt und schmunzelnd betrachtete Hinnerk die goldgelbe Flüssigkeit. Aber plötzlich weiteten sich seine Augen, erstaunt beginnt er die Flasche eingehend zu mustern, dann wickelt er sie schnell wieder ein. — Was war der Grund zu diesem Tun? Auf der Flasche stand nämlich, von der Hand seiner Frau geschrieben: „Du Lump, is hier all Geestenseth?"

Kleine Rundschau-Ecke

* **Blücher und seine Orden.** General von Hüser erzählt: Als ich ihm (in Paris) nach meiner Rückkunft meinen Rapport abstattete, war er infolge dieser verschiedenen Fehlschläge (mißglückte Sprengung der Jenabrücke) sehr mißvergnügt, auch fühlte er sich in diesen Tagen vielfach unwohl. Blutegel hätten ihm eine Erleichterung verschaffen können, sonderbarerweise waren aber keine aufzutreiben. In den folgenden Tagen langten verschiedene Gnadenbezeichnungen im Hauptquartier an; der Fürst erhielt einen eigens für ihn erfundenen Orden, das Eiserne Kreuz in goldenen Strahlen, als Stern auf der linken Brust zu tragen. Indessen ward auch hierdurch seine Stimmung nicht verbessert, da er auf ein Geschenk an Geld oder Grundbesitz gehofft hatte. „Was soll ich nu wieder mit dem Ding da machen?" sagte er, als das Gnadenzeichen eintraf. „Ich habe schon so viele Ordens, daß ich nicht weiß, wo ich sie lassen soll. Wenn's noch ein Glas mit Blutegel wäre, so könnte ich sie mir doch ansetzen!"

*

* **Das Vornehmtun.** Einst wünschte ein Hausknecht, der den vierten Teil des großen Loses gewonnen, sich nun auch in hohen Zirkeln bewegen zu können, und fragte seinen Barbier, was zu beobachten sei und wie er sich zu benehmen habe. Dieser, ein aufgeweckter Kopf, gab ihm einfach den Rat: „Zieh einen schwarzen Frack an und halt's Maul!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.